

UTE GERHARD

Spaß am Streit

Für die feministische Wissenschaftlerin ist die Gleichberechtigung eine Frage der Menschlichkeit

VON Friederike Herrmann | 22. Februar 1991 - 07:00 Uhr

Von Friederike Herrmann

Gesucht wird: ein spagatbegabtes Chamäleon mit Elefantenhaut. So oder ähnlich hätte man diese Stelle annoncieren müssen, um deren Einrichtung die Frankfurter Studentinnen seit 1973 stritten. Als der erste deutsche Lehrstuhl für Frauenforschung dann 1985 endlich ausgeschrieben wurde, beschlich die Aufmüpfen böser Zweifel: War eine Gelehrte, die sich für eine C4-Stelle, für die höchstbezahlte Professur, qualifiziert hatte, am Ende den Herren der Forschung näher als den Frauen der Bewegung? Nicht minder mißtrauisch waren die Honoratioren: Eine Feministin auf dem Katheder? Dogmen in Lila? Das konnte ja heiter werden.

Ute Gerhard sieht nicht so aus, als liebe sie es, von zwei Seiten unter Beschuß zu geraten. Die kleine rothaarige Frau, die 1987 den Ruf auf den Frankfurter Lehrstuhl für Soziologie mit den Schwerpunkten Frauenarbeit und Frauenbewegung annahm, besitzt vielmehr eine Eigenschaft, die gemeinhin als weiblich gilt: Sie lächelt zu jedem ihrer Sätze. Ein verbindliches Lächeln, manchmal mündet es in ein kurzes Lachen. Niemals ist es schrill oder laut: „Das Aufschreiben ist mir immer schwergefallen, weil ich gelernt habe, mich leise zu machen.“

In keinem Land, sagt die Wissenschaftlerin, sei es so schwierig wie in Deutschland, von feministischer Forschung zu reden, ohne argwöhnisch beäugt zu werden. Denn hierzulande, wo sich die Anzahl feministischer Professorinnen an zwei Händen abzählen läßt, gelte Feminismus, ähnlich wie Quotierung, als „Reizwort, das mißverständlich und denunziatorisch gebraucht wird“. Darum lehnten viele Frauen, die eigentlich ein feministisches Bewußtsein hätten, es ab, sich überhaupt Feministin zu nennen – „aus Furcht“ – und hier senkt sich die Stimme zum verschwörerischen Flüsterton –, „aus Furcht, damit zu radikal zu erscheinen“. Ute Gerhard sagt den Satz, der ihr Programm sein könnte: „Ich bemühe mich, die Schwierigkeit des Begriffes zu vermitteln.“

Die Schwierigkeit ist groß. Denn so wenig wie *den einen* Feminismus gibt es *die* feministische Wissenschaft. Sicher ist nur: Der Wille, Wissenschaft als politische Kunst zu begreifen, eint die feministischen Akademikerinnen der Republik. Ihre Ansätze sind dabei so vielfältig wie die Fachbereiche, in denen die Forscherinnen sich tummeln: Manche Literaturwissenschaftlerinnen knüpfen an den Strukturalismus an, Historikerinnen an die Sozialgeschichtsschreibung, Soziologinnen an die kritische Theorie. Neu sind die

Bewertungen der Inhalte, ja die Themen selber – von der Erforschung der Frauengeschichte bis zur (Wieder-)Entdeckung vergessener Schriftstellerinnen.

In den Gesellschaftswissenschaften ist man sich indes einig, daß das Leben von Männern und Frauen zu sehr miteinander verwoben ist, als daß man es getrennt analysieren könnte. Auch entlarvt die Frage nach dem Geschlecht bisherige Wissenschaft als Männerforschung: Der Herrenclub habe kurzerhand vom Menschen gesprochen, wo es eigentlich um den Mann ging. Frauen und Frauenthemen erschienen bestenfalls als „das andere“, die Abweichung. So hatten etwa Soziologen, ärgert sich Ute Gerhard, wenn sie von Arbeit redeten, lange Zeit nur die Lohnarbeit im Kopf – als erforsche sich das bißchen Haushalt von alleine. Folgerichtig orientiere sich die Altersversorgung am „Normalfall“ Mann – an einem Mann, der doch nur deswegen sein Leben lang ohne Unterbrechung acht Stunden täglich arbeiten und seine Rentenansprüche erwerben konnte, weil seine Frau zu Hause den Boden schrubhte und die Kinder aufzog – jene Kinder übrigens, die dann später in die Rentenkasse einzahlen, aus der Männer eine so viel höhere Rente beziehen als Frauen.

„Wir haben die Diskussion um die Krise der Arbeitsgesellschaft mit neuen Argumenten bedacht“, resümiert die Professorin selbstbewußt. Beispielsweise mit dem Argument, daß das Geschlecht eine der zentralen Strukturkategorien, bedeutsam wie die Klasse oder Schicht, in der Wissenschaft sein muß. Ob jemand als Mann oder Frau geboren werde, bestimme schließlich sein Dasein wie kaum eine andere Bedingung. Was banal klingt, ist geeignet, ganze Forschungsgebäude ins Wanken zu bringen. Noch radikaler ans Eingemachte gehen Feministinnen, wenn sie die heiligsten Prinzipien der Akademiker in Frage stellen – beispielsweise die Abstraktion. Frauen fragen, ob die Abwertung von Emotionalität in der Wissenschaft nicht auch der Ausgrenzung von Frauen diene. Freilich: Solche geschlechtsbedingten Unterschiede, betont die Sozialwissenschaftlerin Ute Gerhard, seien nicht etwa natürliche, sondern sozialisationsbedingt.

In Rechtswissenschaften, Soziologie und Geschichte ist sie firm, hat wichtige Studien über die alte Frauenbewegung veröffentlicht, aber auch Analysen gegenwärtiger Sozialpolitik. Damit, attestiert ihr eine Kollegin, habe sie sich auch Respekt unter den männlichen Soziologen verschafft. Vermitteln, behaupten manche, sei eben ihre Stärke. Am Morgen im Seminar, in dem Texte von Foucault und Habermas über Sexualität und Herrschaft gelesen werden, sagt sie nicht etwa, „das ist falsch“, wenn eine Studentin anderer Meinung ist. Sie sagt: „Das verstehe ich nicht.“ Doch zielstrebig hakt sie die Punkte ab, die ihr wichtig sind: „Die feministische Wissenschaftskritik bemängelt dieses Totalisieren – Versuche, immer aus einer Perspektive das Ganze zu erklären. Warum muß eine Theorie immer die andere unterjochen?“ Ihr Fazit: „Die Theoriediskussion ist für mich unabgeschlossen und sollte es auch für euch sein.“ Ute Gerhard weiß sich auch durchzusetzen. Sie engagiert sich sogar politisch, hat gerade einen Kongreß für ein neues, frauenfreundlicheres Grundgesetz organisiert. Aber warum, fragen ihre Studentinnen, warum haut sie bei Gelegenheit nicht auch mal richtig auf den Putz? Ob es ihr an Kampfgeist fehle?

Die Professorin findet Kampfgeist ein „fürchterliches Wort“. Vom Streiten mag sie eher reden. „Dieses Streiten haben wir in der Familie geübt. Ich bin mit drei Brüdern aufgewachsen, und wir haben uns immer um intellektuelle Dinge gestritten, und das hat mir Spaß gemacht.“

Sie ist eine Feministin der zweiten Generation. Die Mutter, „eine alte Suffragette“, der ein patriarchalischer Vater das Studium verboten hatte, gab der Tochter früh Gertrud Bäumer zu lesen. Ute Gerhard erwachte in der rauen Wirklichkeit der sechziger Jahre: „Was wollen Sie als Frau mit Jura?“ bin ich noch im Examen gefragt worden.“ Sie wollte promovieren. Da sie kein Geld hatte, arbeitete sie erst mal als freie Journalistin beim Rundfunk in ihrer Heimatstadt Köln. Dann ging's weiter nach Frauenart: Sie heiratete einen Arzt, zog mit ihm nach Bremen, bekam drei Kinder. „Irmtraud Morgner hat das so gut formuliert: sieben Jahre Hausfrau, und man fühlt sich als Nichtschwimmer.“ Es war eine Zeit, die ihr noch heute in den Knochen steckt.

Als die Bremer Uni 1971 aus der Taufe gehoben wurde, setzte Ute Gerhard, mittlerweile 32 Jahre alt, ein zweites Studium drauf – Sozialwissenschaften. Die neue Frauenbewegung regte sich, sie war von Anfang an dabei. Darüber gerann ihre Promotion, ursprünglich als rechtssoziologische Arbeit geplant, zur umfassenden Schilderung von „Arbeit, Familie und Rechten der Frau im 19. Jahrhundert“ („Verhältnisse und Verhinderungen“, erschienen 1978 im Suhrkamp Verlag). Ein Standardwerk bis heute.

Es folgten Jahre als wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Universität. Ute Gerhard schrieb das Exposé für *Unerhört*, die Fernsehserie der Dritten Programme über die Frauenbewegung (eine Serie, von der sie dann sehr enttäuscht war). Mitgearbeitet hat sie beim Forschungsprojekt „Bürgertum – Bürgerlichkeit“ des Sozialhistorikers Jürgen Kocka – und widersprach ihm heftig, als er die Emanzipation der Frauen für angelegt in der bürgerlichen Gesellschaft erklärte (nachzulesen in „Bürgerinnen und Bürger“, herausgegeben von Ute Frevert, Vandenhoeck & Ruprecht). „In sehr hohem Alter“, sagt sie mit ironischem Lächeln – mit 48 Jahren –, folgte dann der Ruf auf den Frankfurter Lehrstuhl. „Ich bin“, kommentiert sie trocken, „eine typische Drei-Phasen-Frau. Und ich würde keiner Frau raten, diesen Weg zu gehen. Weil er nur in meinem Fall, durch viele nette und günstige Umstände, so gutgegangen ist.“ Also lieber die klassische Dreifachbelastung, Kinder, Küche und Karriere? „Ich kann verstehen, wenn Frauen heute keine Kinder wollen und sich nicht binden.“

Sie hält die Quotierung für „das letzte noch nicht gewaltsame Mittel, das wir haben“, um die Frauenfrage durchzusetzen. Warum, fragt sie kiebig, sollten etwa in „politischen Gremien, die über Wohl und Wehe der Menschen entscheiden, eigentlich nicht von vornherein zur Hälfte Frauen sitzen? Warum regieren nur alte Männer unsere Welt?“

Gleichheit versteht sie im Sinne der frühen Aufklärer als gleiche Freiheit für Mann und Frau, jedoch nicht nach dem Maß der Männlichkeit. Ihre Habilitationsschrift heißt

„Gleichheit ohne Angleichung“ (Beck'sche Reihe). Ute Gerhard zitiert den Romantiker Friedrich Schlegel :

„Die Männlichkeit und die Weiblichkeit, so wie sie gewöhnlich genommen und getrieben werden, sind die gefährlichsten Hindernisse der Menschlichkeit.“

COPYRIGHT: ZEIT ONLINE

ADRESSE: <http://www.zeit.de/1991/09/spass-am-streit>